

Verlag Bibliothek der Provinz

Sibylle Lang
DAS ABENDESSEN
MIT DEM KLEINEN
CHINESEN

Erzählungen

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-365-3

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Sibylle Lang

DAS ABENDESSEN
MIT DEM KLEINEN
CHINESEN

Erzählungen

INHALT

Kleine Welten	7
Das Abendessen mit dem kleinen Chinesen	8
Das Wohnheim	23
Die Schlacht am Spielplatz	43
Die Zither	62
Immacolata	78
In der Kanalstraße	99
Die Söhne des belgischen Verlegers	121
Le Petit Bateau	145
Willkommen in Linz	173

DIE SÖHNE DES BELGISCHEN VERLEGERS

Die Ankunft hatte hervorragend geklappt. Monsieur Poulet, der Produktionsleiter und Verleger bei CASTERMAN, wartete bereits am Bahnhof. Monsieur Poulet wirkte auf den ersten Blick locker. Ich selbst finde mich eine halbe Stunde nach meiner Ankunft in einem Haus, das an ein englisches Landhaus erinnert. Das Haus war voller Besonderheiten, und als ich fragte, was dieser schmale, aber sehr lange Holztisch zu bedeuten habe, erklärte er mir, dass man darauf das JEU DE FER spielen könne. Das Spiel des Eisens, weil man mit einem Queue feine Metallscheiben anstieß, um bronzene Figuren zu treffen. Die Scheibe, die am nächsten an der Figur war, hatte gewonnen. Das JEU DE FER, ein altes Spiel, war fast in Vergessenheit geraten, bis es in Tournai wieder entdeckt wurde. Überall im Haus waren Stiche aufgehängt worden. Wären da nicht die Kinder und der Hund gewesen, man hätte glauben können, hier wohne keiner. Am Ende verabschiedete ich mich vor allem von ihnen.

So hatte ich es vor vielen Jahren in mein Tagebuch geschrieben, und viel mehr hatte ich nicht zu den Söhnen von Monsieur Poulet notiert, obwohl sich die Reise hauptsächlich ihretwegen eingepägt hatte.

Ich war an einem Sonntag in Tournai angekommen. In Brüssel-Midi musste ich in einen Schienenbus umsteigen, weil es keine schnelle Verbindung gab. Monsieur Poulet hatte mich vom Bahnhof abgeholt, und wir waren anschließend in den Vorort Warchin gefahren. Auf der Autofahrt hatte er mir erzählt, dass wir gleich an ein paar Fabrikanlagen vorbeikämen, weil Tournai ein wichtiger Standort für die Textilindustrie war. Hinter den Industriekolossen würde sich aber ein ruhiges

Wohnviertel verbergen, und es sei sehr angenehm, dort zu wohnen. Er fuhr schnell, wiederum aber nicht so schnell, dass die schweren Industriegebäude nicht ihren Eindruck hinterlassen hätten. Nicht lange danach hielt er vor einem Backsteinhaus. „Zwei meiner Kinder sind in die Ferien gefahren. Sie können dann das Zimmer von Julien, meinem Ältesten, bekommen. Es ist das schönste Zimmer. Außerdem ist es im ersten Stock. Sie können damit ein bisschen für sich sein und werden nicht durch meine Kinder, die ich bei Ihnen lassen werde, gestört.“ Während er dies sagte, schloss er die Tür auf und stellte meine Reisetasche, die er sich über die Schulter gehängt hatte, an der Garderobe ab. Vor uns öffnete sich das halbdunkle Wohnzimmer. Durch die halbgeschlossenen Jalousien drangen ein paar Sonnenstrahlen, die an der mit Stichen behängten Wand nur wenig Platz fanden. Ein Druck von Paul Delvaux war zu sehen, und ich glaubte, dieses nächtliche Bahnhofsbild bereits gesehen zu haben. Er ging sofort in die Küche. Ich konnte hören, wie er einen Wasserkocher füllte. Anschließend tranken wir trotz der Augusthitze Tee, den er in feinen Porzellantassen servierte.

Er erzählte, dass ein Teil seiner Kinder bereits die Ferien genieße, während Frédéric und Fabien hier bleiben wollten. So müsse er sich nicht um den Hund kümmern. Fabien und der Hund, das sei eine ganz enge Beziehung. Wir standen beide auf und schauten durch einen Jalousiespalt in Richtung Garten. Aus der Ferne konnte ich sie sehen. Das Alter war nicht genau zu erkennen, weil sie auf einem Pfosten saßen, der das Grundstück hinten begrenzte. Er legte ein paar Kekse in eine Schale, und wir setzten uns wieder. Meinen Brief, in dem ich anfragte, ob ich bei CASTERMAN ein Praktikum machen dürfe, erwähnte er gar nicht mehr. „Sie

können die Briefe von Hergé ordnen. Er stand ja immer in Kontakt mit seinem Verleger. All das ist lange her! Aber die Briefe sind erhalten!“ „Ich habe mich nie so sehr für Tintin und Hergé interessiert, dafür aber für Hugo Pratt mit seiner freien Piratenfigur CORTO MALTESE. Der Pratt ist wirklich ein Künstler in der Figurentwicklung und den Zauber, den er der Ferne mit seinen gleichsam unfertigen, aber doch dichten Aquarellen gibt!“ Er sah mich erstaunt an, und es sah aus, als überlegte er, wie er reagieren sollte. Wir schwiegen beide einen Moment, und er sagte plötzlich aus dem Nichts heraus, dass er mir gerne ein Bier angeboten hätte, aber wegen seines früheren Alkoholproblems keines mehr im Hause habe. Für einen Alkoholiker sei das zu riskant. Ich sah auf seine Hand, die das zarte Porzellantässchen hielt und dachte darüber nach, was man in so einem Moment sagen könnte, aber mir fiel nichts ein. CORTO und Hugo Pratt waren wie weggeblasen.

Ich schluckte hörbar und ging zur Terrassentür. Mich einfach hierher einzuladen, inklusive Übernachtungsangebot, das war erstaunlich und eigentlich nicht erklärbar. Ich hatte so etwas noch nie gehört. Nicht einmal ein Bild hatte ich mitgeschickt, nur einen kargen Lebenslauf. Ich beobachtete den ein bisschen in sich zusammengesunkenen Monsieur Poulet aus dem Augenwinkel, während ich langsam den Hebel der Terrassentür nach unten drückte.

Fabien und Frédéric kamen näher. Sie standen jetzt fast vor mir und streckten mir die Hand entgegen. Der Jüngere hieß Fabien, während der Ältere Frédéric genannt wurde. Plötzlich stand Monsieur Poulet neben seinen Söhnen. Er hatte ein leicht wieherndes, kratziges Lachen seinen Söhnen gegenüber. Frédéric müsse für die Schule lernen und Fabien würde ihm ein wenig Gesell-

schaft leisten. Die beiden ließen den Vater reden, so wie man es vor Fremden zu tun pflegte. Ich sah zuerst den blonden Fabien an, anschließend den dunkelhaarigen Frédéric. Ihr unterschiedliches Alter drückte sich in ihrem Blick aus, der mich nur kurz streifte. „Kann ich meine Sachen in das Zimmer von Julien stellen?“ Meine Frage durchbrach das Männerschweigen. Monsieur Poulet drehte sich um und nahm meine Tasche. Die Brüder sagten, sie hätten zu tun und kehrten in den Garten zurück. Hell war das Zimmer von Julien. Man sah, dass es nur selten bewohnt war. Wahrscheinlich lagen die Sachen noch aus den letzten Schulferien herum. Ich hatte gelesen, dass es in Belgien nicht unüblich war, die Kinder aufs Internat zu schicken, sofern man es sich leisten konnte. Monsieur Poulet sah mich an als wolle er meine Gedanken lesen, aber dann war da wieder diese Abwesenheit, die sich von Anfang an eingenistet hatte. „Ich gehe dann mal wieder.“ Als er weg war öffnete ich das Fenster und sah wieder in den Garten. Das Zimmer war hell, viel heller als das mit Stichen verhängte Wohnzimmer im unteren Bereich. Ich überlegte einen Moment, ob ich Fabien und Frédéric winken sollte. So würde es wahrscheinlich eine Haushälterin machen.

Wir hatten uns an dem Abend dann nicht mehr gesehen, da ich beschloss, allein in die Stadt zu gehen, um das Nachtleben zu erforschen. Monsieur Poulet hatte mir ein Rad geliehen und den Weg auf einem Casterman-Schmierblock kurz skizziert, der den Kopf von Corto Maltese am obersten Rand trug. Sonst gab es in dem Haus kaum Hinweise auf den Verlag. Nicht einmal das Zimmer von Julien enthielt viele Casterman-Bände. Aufgefallen war mir nur der von Tardi gezeichnete LEO MALET „Le brouillard au pont de Tolbiac.“ Morgen würde man gegen acht Uhr aufbrechen, um zum Verlag

zu fahren. Monsieur Poulet gab mir den Fahrradschlüssel und kehrte wieder ins Haus zurück. Wem gehörte dieses Fahrrad? Es war ein richtiges Damenrad, das er aus der hintersten Ecke der Garage gezogen hatte. Hatte es da lange gestanden? Die Speichen waren sehr staubig, aber sonst war es in einem guten Zustand. Wahrscheinlich war es vor zwei Jahren noch gefahren worden.

Wo konzentrierte sich das Licht, wo saßen die Leute am Abend, was tranken sie hier? Die Ecken des Vergnügens waren eigentlich immer die interessantesten Ecken. Gab es sie nicht, konnte man auch sonst nicht viel von einer Stadt erwarten. Ich fuhr an alten Fabrikgebäuden entlang, um ins Zentrum von Tournai zu gelangen. Schon von der Bahnbrücke aus, die dem Zentrum noch fern war, konnte man die Kathedrale sehen.

Ehe man die Monumente zu Gesicht bekam, kannte man schon ihre Abbildungen und Bewertungen aus den Kunstgeschichtsbüchern. Riesen waren die Kathedralen in den mittelalterlichen Städten gewesen, aber auch Magnete für die ganze Gegend. Tournai bildete da keine Ausnahme. Die Türme zeigten sich am Abendhimmel. Weit war ich nicht vom Zentrum entfernt. Es handelte sich schließlich um eine eher kleine Stadt.

Die Leute saßen an der Escault, der Schelde, wie der Fluss hier noch genannt wird. Kleine Metallstühle reiheten sich eng aneinander. Einige saßen. Viele standen. Andere wiederum waren dabei, mit dem Fahrrad aufzubrechen. Ich suchte mir einen Platz. Sie sprachen neben mir französisch aber auch flämisch, während sie eine ihrer vielen Biersorten bestellten. So, wie sie sich da zusammenfanden, war es in kleineren Städten üblich. Ein Kleinstadttreff am Fluss, der morgen wieder genauso aussah. Setzte Regen ein, würde ein Teil der Menschen in den Bars verschwinden, der andere Teil sich gar nicht

länger im Zentrum aufhalten. Die Stadt hätte dann wieder das Ruhige, Kleine zurück.

Der Weg zum Verlag am nächsten Morgen ging ein Stück an den Industriegebäuden entlang, die ich gestern mit dem Hollandrad bereits kennengelernt hatte. Ehe es zur Schelde ging, bogen wir ab. Monsieur Poulet bremste, dann fuhr er in die Einfahrt. Ich sah mich einem mittelgroßen Gebäude gegenüber. Das war also das Verlagsgebäude. Hinten schloss sich die Druckerei an. Er deutete mit dem Finger in den Rückspiegel, um auf das zurückliegende Gebäude zu verweisen. Wir stiegen aus und gingen in den ersten Stock. Sein Büro war aufgeräumt. Anders als zuhause, kam mir sofort in den Sinn. Er erklärte mir, dass er mich den nicht weiter beachteten Briefwechsel zwischen Hergé und seinem Verleger ordnen lassen wolle. Mein Brief habe ihn wieder an das ewig aufgeschobene Projekt erinnert.

Das Büro lag am Ende des Flurs. Links und rechts drangen Stimmen nach außen, obwohl die Türen geschlossen waren. Im Kopierraum unterhielten sich drei Mitarbeiter. Mir fiel auf, dass sie nicht französisch sprachen. Sie grüßten Monsieur Poulet als wir vorbeigingen, blieben aber für sich. Eine ganze Weile diskutierte die Gruppe noch, dann gingen sie zurück. In einem Schnelldurchlauf stellte er mich vor, aber ich hatte den Eindruck, dass bei den Leuten nicht wirklich etwas hängen geblieben war. Vielleicht war er gerade selbst über sich erstaunt, dass er meinen Brief beantwortet hatte, so wie ich gerade, dass ich ihn voller Enthusiasmus geschrieben hatte. Er hatte gesagt, dass ich aus Deutschland sei und hier ein Praktikum machen wolle und in Deutschland sich langsam ein Bewusstsein für Comics herausbilde. Im Zimmer neben dem Aufzug hatte er gesagt, dass ich mich zu Tardi und Pratt beson-

ders hingezogen fühle. Es war nicht das Büro der Flamen, da hätte er sicher nicht mehr eigens geklopft. Das hatte sich für ihn bereits am Kopierer erledigt.

Während wir in sein Büro zurückgingen und auf dem Weg noch zwei Mal Café Crème mit der Nummer acht aus dem Automaten ließen, erzählte er mir wie sehr ihn der Briefwechsel mit Hergé beschäftigte. Hergé war sozusagen ein Verlagsgrundstein. Er würde mir noch ein paar Sachen zeigen, auf die es ankäme, dann müsse er weg, weil er am späten Nachmittag bereits abreisen wolle.

Wir beugten uns über die Hergé-Mappe und über ein feines Schriftbild. Ein paar beschriebene Blätter fielen zu Boden. Schnell bückten wir uns, aber ich merkte, dass es ihm nicht schnell genug ging. Er müsse weg. Er habe sich so schon lange aufgehalten. Ich legte die Blätter, die jetzt eine feine Staubschicht aufwiesen, auf den Schreibtisch. Links und rechts ein französischer Kuss, dann war er weg. Ich lehnte mich an die Wand, sah wie er den Flur entlanglief, dabei mit seinem Ellbogen an den Türrahmen stieß, leicht das Konzept verlor, dann die Treppen hinunter raste.

Es dauerte den halben Tag bis ich mich an die Handschrift des Tintin-Zeichners gewöhnt hatte. Jeder Brief ist kein Wunderwerk, aber es zählt die ganze Sache, redete ich mir ein. Es verging der ganze Nachmittag und kein Monsieur Poulet streckte den Kopf herein, auch sonst machte sich niemand bemerkbar, um zu fragen, ob ich zurechtkäme oder um mir eine andere Aufgabe zu geben. Vielleicht hätte ich sie in diesem Moment angenommen.

Als ich gegen fünf Uhr nach Warchin zurückfuhr, sah ich schon von weitem, dass das Auto in der Garage fehlte. Er hatte es ja angekündigt, aber dass er so schnell

wegkäme. Schließlich waren seine Söhne ja noch da. Frédéric hatte ich heute Morgen gar nicht gesehen. Jetzt aber stand er neben mir und sah mich von oben bis unten an. „Ja, mein Vater ist schon weggefahren.“ Er hatte meinen überraschten Blick gesehen. Das Hollandrad könne ich weiter benutzen. Er hatte sich wieder über den Reifen seines Fahrrades gebückt, um Schlauch und Mantel zu entfernen. Ich sagte, ich würde später wieder in die Stadt fahren. Fabien stand plötzlich neben mir. Ich könne heute mit ihnen essen. Es sei genug da. Der Vater habe ein bisschen vorgesorgt. Kein Wort über eine Mutter, dachte ich. Fabien hatte einen Fußball unter dem Arm und wirkte ganz entspannt. Man könne hier gut schwimmen gehen, sagte er. Frédéric hatte sich erhoben und stand jetzt neben Fabien. Er schien sich sicherer zu fühlen neben seinem kleinen Bruder. Ich sagte, dass das Angebot mit dem Essen sehr nett sei, aber ich würde noch ein bisschen die Gegend erkunden. Morgen gäbe es sicher auch noch die Möglichkeit.

Die Schwüle des Sommers hatte das Haus vollständig erobert. Es sah so aus, als hätte Monsieur Poulet einen Teil seiner Kinder mit mir alleine gelassen und sich gedacht, so wären sie wenigstens zu dritt. Er hatte aber keine präzise Aufgabe in seinem Haus für mich vorgesehen, wie den Rasen zu gießen oder für seine Kinder zu kochen. Nein, so war er auch wieder nicht. Was ihn bewegte, auf meinen Brief zu antworten und mich für einen Moment tief gerührt sein zu lassen, stand in den Sternen. Ich schlüpfte in ein gepunktetes Kleid. Vom Garten konnte man nicht zu mir herauf sehen. Vielleicht fanden sie es komisch, dass ich das Zimmer ihres Bruders in Beschlag nahm, und sie fragten sich schon die ganze Zeit nach dem wirklichen Grund meines Aufenthalts. Vielleicht waren sie aber schon daran gewöhnt,

und zu einem früheren Zeitpunkt war schon einmal eine Praktikantin angekommen. Monsieur Poulet war am nächsten Tag ebenfalls in den Urlaub aufgebrochen, so wie er es jetzt gemacht hatte.

Ich zählte die Punkte auf dem Kleid, als wäre da die Antwort für Monsieur Poulets Verhalten abzulesen. Unten lief der Hund hin und her. Es sah aus, als würde ihn irgendetwas aus der Ruhe bringen. Immer wieder verschwand er unter den Büschen, die den Maschendraht verdecken sollten. Trotz der Hitze lief er und lief er. Hätte man einen Film gedreht, wäre das eine gute Einstellung gewesen, die auf eine Gefahr oder eine Beunruhigung hinweisen könnte.

Ich blieb noch eine Weile am Fenster, dann holte ich das Rad aus der Garage und fuhr wieder Richtung Innenstadt. Über das Bahngleis, an den schweren Fabrikgebäuden vorbei, führte mein Weg. Die Kathedrale wirkte noch imposanter, weil das Licht heute noch brillanter war. Schon waren die Bars an der Schelde in Sicht. Hier spielte sich das Gesellschaftliche ab. Ich bestellte ein belgisches Bier und einen kleinen Salat mit Ziegenkäse, wie er auch in Frankreich serviert wird. Gestern hatte ich genau das Gleiche gemacht, dachte ich, während ich meine Jacke über das Geländer hängte, das zu beiden Seiten die Bewohner vor dem Fluss schützte. War ich nicht sogar im gleichen Bistro? Nein ! Gestern hatte ich ein paar Meter weiter links gegessen, direkt vor der kleinen Brücke. Frédéric war eigentlich in dem Alter, das einen in die Stadt treibt. Dort waren das Leben, die Kontakte. Kein Chemiebaukasten, keine Pflanzenbestimmungsbücher und auch kein Sportverein konnten einem das ersetzen. Er war längst in dem Alter. Weiter entfernt saß eine Gruppe Jugendlicher. Dort hätte er sitzen können, aber da saß er nicht. Was die Zwei wohl gerade machten?

Ich schlug die Beine übereinander und sah mir den Katalog von CASTERMAN an, den ich mitgenommen hatte. Eine Menge verlegten sie inzwischen. Hergé war aber der Klassiker, der TIM und STRUPPI-Macher. Natürlich waren TIM und STRUPPI auch im Kongo. Eine Kolonialherrschaft zeigte sich bei Hergé, wenn es um die Ferne ging. Was Monsieur Poulet wohl für eine Rolle im Verlag spielte? Die Kollegen aus dem Kopierraum schienen nicht so begeistert zu sein. Vielleicht gab es Spannungen.

Als ich gegen halb elf Uhr wieder das Haus erreicht hatte, brannte nur in einem der Kinderzimmer noch Licht. Ich öffnete die Garage, ertastete mit den Fingern eine freie Stelle und lehnte dort das Hollandrad an. Im Haus machte ich Licht. Der Hund fing an zu bellen, sonst blieb es still. Ich legte mich ins Bett, nicht ohne noch einmal in den Garten zu sehen. Es hörte sich an, als würde ein Nachbar singen, aber dann dominierte wieder diese Reihenhaustille, die nichts mit einer Waldstille gemeinsam hatte und eigentlich nicht das Wort Stille verdiente. Ich schaltete das Licht aus.

Als ich am nächsten Tag zum ersten Mal alleine beim Verlag angekommen war, begrüßte ich die Sekretärin, die ihre Tür offen gelassen hatte und ging dann weiter. Ich hatte sofort das Gefühl, dass sie nicht so ganz den Sinn meines Aufenthalts verstanden hatte. Sie sagte, sie habe die Tür schon aufgesperrt. Das Zimmer war leer. Gegenüber dem dunklen Schreibtisch stand der typische Besuchertisch. Dort wurden die Mitarbeiter hingezogen. Ich öffnete die Tür und lehnte sie vorsichtig an, um eine Kontaktaufnahme nicht zu verhindern.

Welche Rolle war die von Monsieur Poulet, hatte ich gestern gedacht, als ich im Bistro saß. Er hatte mir den Schriftwechsel überlassen, nicht ohne ein paar Hinweise.

Klein war seine Handschrift. Beim näheren Betrachten neigte sie zum Unsichtbaren. Chronologisch sollten die Briefe geordnet werden. Das hatte er ja bereits gestern gesagt. Der Ordner wirkte so als wäre er Jahre nicht geöffnet worden. Monsieur Poulet war die Sonderaufgabe eingefallen, nicht den Anderen. Er hatte es in einem Alleingang beschlossen, und jetzt saß ich da. Manchmal ergaben sich Aufgaben, die im gleichen Maße wichtig wie unwichtig waren, und man musste immer neu entscheiden.

Der Schriftwechsel war tatsächlich mit Tinte geschrieben, aber das konnte doch nicht sein. Ich machte meinen Finger nass und hielt die Fingerkuppe auf das erste „cher Monsieur“. Das Monsieur löste sich leicht auf. Der kleine Fleck, das würde schon nichts machen. Es war in jedem Fall ein Original, dessen konnte ich jetzt sicher sein. Ich sah mich um. Die angelehnte Tür hatte sich nicht bewegt. Aber nicht weit vom Eingang waren Stimmen zu hören. Die Sekretärin schien irgendetwas zu erklären. Ihre Stimme klang ungeduldig. Dann hörte ich, wie sich eine Türe schloss. Ich versuchte, mich wieder auf den Schriftwechsel zu konzentrieren. Eigentlich ging es bei Hergé immer um die Darstellung seiner Figuren, eventuelle Verbesserungen und die Frage nach der Veröffentlichung. Wirkliche Standpunkte wurden nicht erörtert.

Auf dem Schreibtisch hatte Monsieur Poulet ein Foto aufgestellt. Es zeigte Fabien und Frédéric mit dem Terrier vor dem Backsteinhaus. Es klopfte plötzlich, und die Sekretärin trat ein. Sie fragte, ob ich gut zurechtkäme. Sie würde mir gerne die neue Kantine zeigen, die auf der anderen Straßenseite lag. Ich sah auf die Uhr und nickte. Sie hatte mich immerhin nicht vergessen! Es sah so aus, als würden wir alleine gehen,

aber dann schlossen sich noch zwei Wallonen an. Obwohl der Tisch sehr lang war, gesellte sich niemand zu uns. Irgendwann packte die Sekretärin ihr Tablett und sagte beim Aufstehen, dass es morgen ‚moules frites‘ gäbe. Ich wusste, dass sie hier gerne Miesmuscheln mit Frites dazu aßen, angeblich wurden sie hier noch aus handgeschälten Kartoffeln gemacht. Als ich mein Tablett in den Wagen stellte, wie die Sekretärin es kurz vor mir getan hatte, erkannte ich die Flamen aus dem Kopierraum wieder. Auffällig war, dass die Sekretärin wegschaute. Sie hatte den Kopf einfach weggedreht, obwohl sie doch mit ihnen zusammenarbeiten musste. Sie musterten mich, dann sagten sie „Guten Tag“. Sofort, im Anschluss daran, fielen sie wieder ins Flämische, obwohl sie ahnen mussten, dass ich nichts verstehen würde. Das war ein Sprachwettbewerb, der sich bereits tief in die Büros hineingefressen hatte.

Heute Abend könnte ich meine zwei Wallonen Frédéric und Fabien fragen. Ganz vorsichtig würde ich es tun. Fabien gab mir sicher eine Antwort, und diese wäre vielleicht noch nicht voll dieser Ressentiments. Ich würde fragen, ob die Flamen gleichermaßen wie die Wallonen das JEU DE FER spielen würden, mit der langen Holzbahn und den Bronzefiguren, oder ob in der Schule der Unterricht in zwei Sprachen ablief, wenn schon jeder sein eigenes Wohnviertel hatte, wie das nicht nur in Brüssel der Fall war. Die Sekretärin sagte: „Bis später“ und verzog sich wieder in ihr Zimmer. Ich lief zum Kopierraum wieder am Büro der Flamen vorbei. Wenn sie unter sich waren, konnten sie richtig lachen.

Als ich nach der Arbeit mit dem Fahrrad an den Fabrikhallen vorbei Richtung Warchin fuhr, sah ich noch immer den Schriftwechsel vor mir. Die Briefe von

Hergé, wie wenn man ein Tagebuch austrüben würde, dabei waren sie ganz normal im Archiv des Verlages gelandet. Vor mir lag jetzt wieder die kleine Siedlung. Eigentlich sind diese Häuschen überall auf der Welt gleich. Mit dieser Familiengröße gab es sicher staatliche Vorteile, und doch war es so, dass man gerade unter dieser Übersichtlichkeit der Vororte mit ihren friedlichen Eigenheimen später leiden musste. Die Anonymität der Großstadt war dann die einzige Rettung.

Ich bog in die Einfahrt ein, öffnete die Haustür und sah zuerst Fabien. Er schien ein paar Sachen zusammenzupacken und wirkte ganz geschäftig. Ich fragte, wo es denn hin ginge, und er sagte, dass sie schwimmen wollten. Hier in der Nähe gab es einen größeren Baggersee, den *carrière de l'orient*, wenn ich ihn richtig verstanden hatte. „Besser wir gehen zum kleinen Baggersee auf der anderen Seite der Bahnlinie, der ist nicht so überlaufen.“ Frédéric hatte das gesagt. Er stand plötzlich neben mir. In der Hand hielt er ein Handtuch.

„Wir können doch alle zusammen gehen“. Fabien wirkte überschwänglich. Frédéric rührte sich nicht. Ich sah auf seinen Arm und ein paar hervortretenden Adern auf der Innenseite. Meine Augen wanderten nach oben, streiften sein Profil und konnten nicht anders, als ein wenig zu verharren. Er wirkte verlegen, so als wäre ihm etwas nicht recht, aber es könnte auch genau das Gegenteil sein. Es gab eine kurze oder auch längere Zeit der Entwicklung in uns, die größte Verwirrung stiften konnte. Ich lief in mein oben liegendes Zimmer, um die Badesachen zu suchen, ging ins Badezimmer und zog meinen Bikini an. Anschließend schlüpfte ich wieder ins Kleid. Die Beine waren noch etwas hell. War das Kleid zu kurz? Nein, gerade richtig an diesem Sommertag.

Als ich wieder hinunter kam sah ich, wie Fabien die Federballschläger eingepackt hatte. „Das ist eine gute Idee“, lobte ich ihn. Wir fuhren an ihren Nachbarn vorbei. Die Neugierde ließ sie vor ihre Häuser treten. Frédéric fuhr voraus. Er fuhr schnell, und wäre da nicht Fabien gewesen, hätte ich wieder nicht gewusst, ob er mich wirklich bei dem Badeausflug dabei haben wollte.

Der Weg war überraschend schön, am Rieu d’amour, einem Bach, ging es eine ganze Zeit entlang. Es dauerte nicht lange, dann sah ich den See vor uns liegen. „Wir sind ja fast alleine“, rief ich leicht besorgt und sah mich nach einem guten Liegeplatz um. Büsche umgaben den See. Immer wieder bildeten sich Nischen. Wir stellten die Räder ab und breiteten unsere Badetücher aus. Ich legte mich neben Frédéric, der sich auf seine Ellenbogen gestützt hatte und auf die Oberfläche des Wassers zu schauen schien. Fabien kam mit den Federballschlägern und fragte, ob ich Lust hätte mit ihm zu spielen. Ich stand auf, nahm den Schläger, den er mir reichte und stellte mich ihm gegenüber auf die Wiese. „Habt ihr in eurem Freundeskreis eigentlich auch Flamen?“ Bei der Frage schlug ich den Ball zurück? „Nein, wir hatte nur in einem Schüleraustausch einmal zwei Flamen in den Weihnachtsferien hier gehabt. Ein paar von unserer Klasse waren auch bei einer flämischen Familie. Wir sollten uns besser kennenlernen. Wir sind über das Jahr auf dem Internat.“ Fabien verstummte wieder. Er schien sich auf das Spiel zu konzentrieren, ganz im Gegensatz zu mir. Am Anfang waren die Ballwechsel wirklich gut, aber mit der Zeit reagierte ich immer langsamer. Mir fiel auf, dass ich immer wieder einen Blick auf Frédéric warf, der ausgestreckt auf seinem Badetuch lag und in einem Buch las. Gerne hätte ich auch mit Frédéric

gespielt, aber genauso gerne sah ich zu ihm hin, um diese Vertiefung zu beobachten.

„Pass mal besser auf“, rief Fabien. „Es muss an der Sonne liegen, dass ich den Ball so spät erkennen kann.“ „Aber vorher hast du besser gespielt.“ Fabien gab nicht auf. „Kannst du dich nicht ein bisschen besser konzentrieren, sonst macht es ja keinen Spaß.“ Ich lachte und drehte mich wieder vorsichtig zu Frédéric um. Seinem Lächeln nach hatte er den Tadel seines kleinen Bruders genau vernommen, aber seine Mimik zeigte etwas, was ich nicht deuten konnte. Und Fabien? Was hatte er denn da gesagt mit der Konzentration. Auf keinen Fall durfte ich zwischen die Poulets geraten. Ein letztes Mal schlug er den Ball in weitem Bogen herüber. Dieser kam neben Frédéric zum Liegen.

Er hob den Kopf und bemerkte, dass ich ihm jetzt wegen des Balls ganz nahe gekommen war. Er war vielleicht sechzehn oder siebzehn, und ich war dreißig, durchfuhr es mich. „Wie lange wirst du bei uns bleiben?“ Wieder fragte Fabien, während er wartete, dass ich ihm den Ball zuspielte. „Nicht mehr lange“, sagte ich, weil ich nicht wusste, was gerade die beste Antwort war. „Ich werde jetzt schwimmen gehen“ sagte er und ging auf seinen Bruder zu. „Los komm!“ Er hatte einen Fuß auf das Buch von Frédéric gestellt, um ihn zu zwingen, mit ihm in den See zu gehen. Frédéric stand langsam auf. Er zog sein Hemd und seine Jeans aus und lief Richtung Wasser. Ich legte mich auf die Decke und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, saß Frédéric neben mir. Ich hatte den Eindruck, dass er sein Badetuch näher gelegt hatte. Tropfen fielen auf mein Handtuch, da er sich nicht abtrocknen wollte. Er sah auf meine Armbeuge, in der sich leichte Schweißperlen bildeten. „Willst du heute wieder in die Stadt?“

Immerzu stellt Fabien die Fragen. „Ja, warum nicht.“ Fabian bohrte eine Zehe in den Kies. „Geht ihr Poulets eigentlich alle auf das gleiche Internat?“ „Ja, ein katholisches Internat.“ Frédéric hatte sich plötzlich eingeschaltet. Er blickte jetzt nicht mehr auf meinen Arm, sondern auf einen dunklen Scherben, der in unmittelbarer Nähe vor uns lag. Er hatte das Braun einer Bierflasche, die bei einer Feier am See zerbrochen war. Am Scherben konnte man nicht sehen, ob es eine wallonische oder flämische Brauerei war. „Euer Haus ist das halbe Jahr über fast nicht bewohnt.“ „Merkt man das?“ Frédéric wirkte ernst, so als wäre plötzlich irgendetwas nicht einfach. Hatte ich zu viel gesagt? Es war ja die Sache der Poulets. „Ich gehe jetzt auch ins Wasser“. Langsam erhob ich mich. Der Katholizismus war die Verbindung zwischen den Flamen und den Wallonen, hatte ich gelesen. Er hatte zusammengeschiedet. Hartnäckig hielt er sich bis heute im Schulsystem. Manchmal waren einem die Gedanken direkt ins Gesicht geschrieben, und man konnte gar nicht verhindern, dass die Anderen sie direkt ablasen. Ich hatte mich deshalb mit einem Ruck umgedreht, um lieber dieser grau-glitzernden Wasserfläche ins Auge zu sehen. Die Jesuiten waren hier ganz stark gewesen, und scheinbar war die Zeit noch nicht ganz abgestreift. Die Poulets bei den Jesuiten im Internat. Warum nicht! Ich ließ mich langsam ins Wasser gleiten.

Als ich nach dem ausgiebigen Schwimmen wieder aus dem See kam, warteten sie schon auf mich.

Sie hatten ihre Badetücher unter dem Arm und streckten mir die Federballschläger hin, die ich gefälligst zu nehmen hatte. Die Felder hatten schon diesen Gelbstich, der irgendwann im August einsetzte. Chicorée wurde hier wie wild angebaut. Belgien, das Industrie-

land, das Chicoréeland! In einem ganz ruhigen Tempo näherten wir uns Warchin. Während des Radfahrens hatten wir nicht gesprochen. Wir waren müde von der Sonne, und Fabian hatte mich beim Federball ein bisschen hin und her gejagt. Frédéric sagte, dass er in einem Jahr mit der Schule fertig sei, und dann würde er erst einmal weg gehen. Er sah mich an. Wir fuhren beide so langsam, dass wir kurz davor waren, das Gleichgewicht zu verlieren, aber da stand schon Fabian und hielt uns das Tor auf. „Willst du wirklich wieder in die Stadt?“ Fabian schien damit nicht einverstanden zu sein. Er hielt meinen Lenker fest, als wollte er mich gleich am Wegfahren hindern. Frédéric schob sein Fahrrad sofort in die Garage. „Wir gehen morgen wieder schwimmen“, sagte ich und legte meine Hand auf seine. Er lachte, aber ich merkte, dass es ihm auch ein bisschen ernst war. „In meinem Alter geht man aus. Das wirst du bald genauso machen.“

Ich drehte mich um und fuhr davon. Ich war doch nicht das Kindermädchen oder die Tante. Eigenartig, dass nicht jeder dieser Kinder seiner Wege ging. Aber wusste ich etwas von ihnen und ihren Freunden? Vielleicht waren diese auch verreist. Im Internat schlossen sich die Freundschaften ja nicht in der Nähe, sondern waren über das ganze Land verteilt. Vielleicht macht einen das sogar doppelt einsam. Plötzlich hielt ich auf der Strecke inne. Kurz vor der Brücke, die über die Bahn führte, stieg ich ab.

Und wenn es keine Mutter gab, die mit ihnen wohnte? Hatte ich Frauenspuren gesehen? Nein, keine Bürste, keine Schminksachen oder mehrere Spiegel im Badezimmer, auch keine Wäsche, die sie vergessen hatte. Keine hohen Schuhe und auch kein leichter Mantel an der Garderobe waren mir aufgefallen. Waren die Kinder

deshalb alle auf dem Internat? Auch Monsieur Poulet hatte nicht von einer Frau gesprochen. Ich sah die Kathedrale vor mir. Hinter mir lag Warchin mit Frédéric und Fabien.

Der Abstand zur Kathedrale wurde geringer. Ich war jetzt kurz vor der Escault. Das Stimmengewirr war schon zu hören. Als ich wieder die Leute um mich sitzen sah dachte ich, wie komisch es war, in einem Land zu sein, das in ewigem Streit lag, welche der Sprachen die führende sei. Jede der Sprachgruppen versuchte immer wieder den Kopf aus dem Wasser zu strecken, wurde aber von den Anderen bei der nächsten Gelegenheit untergetaucht. Seit der Staatsgründung eine Zwietracht.

In San Sebastian hatten wir Sprachschüler damals nicht nur mit dem Castellano, dem Spanischen, zu tun, sondern mussten uns auch ungefragt dem Baskischen mit seinen nicht indogermanischen Tücken stellen.

Nicht, dass ich etwas gegen das Baskische gehabt hätte, aber bereits am Stadttor witterte man den Nationalismus, der sich vor uns Sprachschülern wie ein schwer zu umschiffendes Hindernis ausgebreitet hatte. Ich dachte an den bescheidenen baskischen Wortschatz, der mir noch geblieben war wie ‚Euskadi ta Ascatasuna‘, Baskenland und Freiheit und ‚mi Arantxa niz‘, was so viel hieß wie: Ich heiße Arantxa. Ich hatte den Ausflug in die baskische Schule nicht bereut, aber für uns Ausländer war diese Sprachwerbung eigentlich unverständlich. Man konnte sie nur aus dem Inneren heraus begreifen, so wie vielleicht in Belgien auch.

Die Tage hatten bald ihren festen Ablauf. Ich fuhr morgens zum Verlag und ordnete den ganzen Tag Hergé. Anschließend fuhren wir zu dritt zum Baden. Am Abend ging es in die Stadt. Da ließ ich nicht mit mir reden. Fabien war eigentlich derjenige, der daran

etwas zu beanstanden hatte, während Frédéric sich äußerst ruhig verhielt. Im Nachhinein bin ich mir sicher, dass es nur so aussah, aber er war eben in dem Alter, da bekam so ein Kontakt, wie er zwischen uns entstanden war, eine andere Bedeutung als für seinen kleineren Bruder. Nach ihrer Mutter hatte ich nicht gefragt, weil ich mir dachte, dass ich das auch nicht gefragt werden wollte, wenn ich an ihrer Stelle wäre.

Als ich an meinem letzten Tag wieder Richtung Ufer schwamm und vor mir sah, wie meine zwei Poulets gerade Karten spielten, bereute ich es fast, meine Rückkehr vorgezogen zu haben.

Statt nach vierzehn Tagen, hatte ich beschlossen, bereits nach zehn Tagen abzureisen. Das, was ich glaubte tun zu können, hatte ich getan und ein paar neue Aufgaben, die sich hätten finden können, fanden sich nicht. Ich wollte nicht mehr länger herumsitzen oder im Lager den Strich der Zeichner studieren, den ich nach einiger Zeit kannte. Am letzten Tag hatte ich mir vorgenommen, mich nur von den Mitarbeitern der umliegenden Büros zu verabschieden, aber nicht durch das ganze Haus zu ziehen. Heute hatte in der Kantine die Frau an der Kasse gefragt, ob ich aus dem Süden Frankreichs käme und ich sagte: „Weder noch!“ Sie war eine Französin, die mit einem Wallonen verheiratet war, stellte sich heraus. Leider hatte ich zu spät bemerkt, dass sie sich immer unterhalten wollte.

Fabien und Frédéric saßen sich im Schneidersitz, mit den Karten in der Hand, gegenüber. Das Spiel hatte sie ganz eingenommen.

Es war noch ein ganzes Stück bis zum Ufer, aber ich beeilte mich nicht, sondern drehte mich auf den Rücken. Bewegungslos schaukelte ich dahin. Der Himmel war von einem reinen Blau erfüllt. Neben mir stand

eine Libelle über dem Wasser, eine zweite kam dazu. Neulich hatte ich am Weiher eine abgeworfene Haut nach der letzten Libellenhäutung gefunden. So ein besonderer Körper, so eine besondere Form, die ich dann in der Hand hielt, wie eine abgelegte, kleine Rüstung. Ich hatte ihnen versprochen, heute nicht in die Stadt zu fahren, sondern den Abend mit ihnen zu verbringen. Es war mir dann ganz leicht gefallen, so wie das Baden und das Federballspielen leicht waren. Ein bisschen hatte es mich schon irritiert, dass mir Fabien und Frédéric eigentlich reichten. Ich breitete im Wasser die Arme aus, um auf dem Rücken besser das Gleichgewicht zu halten und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, merkte ich wie ich langsam in die andere Richtung trieb.

Wir sollten ein richtiges Feuer machen und uns im Garten einen Grill bauen. Der Rost wäre hinter der Garage, hörte ich Fabien sagen. Ich war gerade damit beschäftigt, meine Zehenzwischenräume mit dem Handtuch zu trocknen. Frédéric's Gesicht war jetzt ganz nahe. Ich hätte seine langen Wimpern anhauchen können und bei seinem Blick dann das Gleichgewicht verloren. Das tomatenrote Handtuch hätte erst mich, dann ihn aufgefangen. „Wir können in einer Metzgerei Grillwürste kaufen.“ Außer Fabien sagte sonst niemand etwas. In Warchin hielten wir vor der Metzgerei und fragten nach den besten Grillwürsten. Ich hatte die Küchenvorräte nie genauer in Augenschein genommen, weil es mir immer zu persönlich erschienen war, aber Frédéric sagte, es seien sicher noch Kartoffeln und Tomaten da. „Kocht ihr manchmal in den Ferien?“ „Ja, es hat sich so ergeben.“ Frédéric sagte das, und ich merkte beim Einkauf, dass er sich gut auszukennen schien. In dem Alter könnte man bereits eine Kochleidenschaft entwickelt haben!

Ohne bisher in die Küche geschaut zu haben, hatten meine Fragen das Familieninnere ein wenig nach außen gestülpt. Was einer aß und wie einer aß, erzählte viel. „Im Sommer grillen hier alle“, sagte Frédéric und entfernte die Plane, die den Rost abdeckte. Ich sagte, dass ich für morgen meine Sachen zusammenpacken würde. Fabien lief hinter mir her als wolle er sich ein genaues Bild verschaffen. Ich sagte, ich würde gleich nachkommen. Er kehrte um. Schnell lief ich nach oben. Mein Blick fiel sofort in den Garten. Vom Fenster aus konnte ich nicht sehen, wie Frédéric sich um den Grill kümmerte. Hier blickte ich auf die freie Seite des Gartens mit seiner dunkelgrünen Ruhe und den, in der Abendsonne schwächer werdenden, Sonnenstellen.

Als ich wieder unten war hatte Frédéric die Kohlen bereits zum Glühen gebracht. „Wir hätten am See auch ein freies Feuer machen können“. Fabien streichelte den Hund, der unter der Hitze zu leiden schien. Frédéric lachte über seinen Bruder. Es gäbe doch kein Material am See. Man hätte alles mitnehmen müssen. „Wir machen einfach die Grillwürste. Das reicht doch für uns!“ Ich sah ihnen zu, wie sie das Essen vorbereiteten, während ich ein paar Gläser polierte und eine in der Küche entdeckte Tischdecke auf dem Gartentisch ausbreitete. „Die Kartoffeln dauern zu lange, wir haben doch das Brot. Das genügt schon.“ Sie waren einverstanden. Ich hatte in dem kleinen Lebensmittelladen für Frédéric und mich ein Bier gekauft. „Ist das Grillen eigentlich immer deine Aufgabe?“ Ich hatte mir eine Zigarette angezündet und blies den Rauch in Frédéric's Richtung. „Jeder hat hier seine Aufgaben.“ Aufgaben im Haus müssen in dem Alter nicht zwangsläufig eine so wichtige Rolle spielen. „Zu viele sind mühsam und man bemerkt erst später, was einem gefehlt hat.“ Er sah

mich an, so wie er mich noch nie angesehen hatte, und ich hatte Angst, ihn ein wenig eingeschüchtert zu haben, obwohl ich mich im Recht fühlte und ihn ja eigentlich warnen wollte. Als die Würste ihre rostbraune Farbe angenommen hatten, verteilte Frédéric sie auf unsere Teller. Sie waren dick, aber innen ein bisschen blass. Wir stocherten in unseren Grilltomaten und sagten plötzlich kein Wort. Irgendwann fing Fabien an, den Hund zu füttern. Erst schmiss er ihm ein paar Brocken zu, dann füllte er einen Teller mit maulgerechten Stücken und lockte das Tier mit dem Teller in der Hand Richtung Hecke. „Wenn der Hund etwas hat, geht er immer zu ihm.“ Wir sahen beide zu Fabien, und ich stand jetzt direkt neben Frédéric, der auf einem Stuhl saß und mit einer Zange ein verkohltes Stück Wurst unter dem Rost hervorzog. Ich sah auf seine schmalen Schultern, das kurze dunkle Haar, das am Kragen aufstand. Mit dem Zeigefinger berührte ich die Locke. Frédéric rührte sich nicht. „Was machen wir jetzt?“ Fabien stand plötzlich neben uns. Auch Frédéric fuhr leicht zusammen. Gerade war diese Stille aufgekommen. „Zuerst einmal räumen wir auf“, sagte ich und stellte die Teller aufeinander. Wir gingen in die Küche, vom Hund gefolgt, und räumten auf. Wie lange hatten wir im Garten gegessen? Ich spülte die Teller, während Frédéric sie sofort abtrocknete. Fabien füllte Wasser in den Hundenapf. Dann setzte er sich auf den Küchenstuhl und sah uns zu. Nach dem Spülen ging ich wieder nach draußen, nahm den letzten Schluck Bier und versuchte, in der Dunkelheit die großen von den kleinen Büschen abzugrenzen. Es dauerte, aber ich hatte Zeit. Frédéric war mir gefolgt und fragte, wann mein Zug morgen fahren würde. Er stand jetzt neben mir, und wir sahen gemeinsam in das Dunkel der Büsche. „Du hättest

eigentlich warten können bis unser Vater wieder kommt“, sagte Fabien und schupste mich leicht von hinten. „Ich weiß, es ist alles so schnell gegangen mit meiner Entscheidung.“ „Welche Entscheidung?“ Fabien ließ nicht locker. „Gehen wir schlafen“ sagte ich und winkte ihm.

Oben ging ich ins Bad. Ich schloss die Tür und stellte mich unter die Dusche. Morgen früh blieb keine Zeit und das war gut. Es war die beste Möglichkeit, um einer komplizierten Abschiedsszene zu entgehen. Nicht einmal ein Geschenk war mir für sie in den Sinn gekommen. Ich stieg aus der Dusche und trocknete mich ab. Fabien hätte sich wahrscheinlich noch ein Haustier gewünscht und Frédéric las viel oder hörte Musik. Welche Geschenke hätten sie wirklich erfreut? Ich putzte mir die Zähne und hörte wie Frédéric mit seinem Bruder sprach. Sie sprachen leise. Dann hörte ich eine Tür. Wer war jetzt ins Bett gegangen? Ich warf noch einen Blick in den Spiegel, dann öffnete ich vorsichtig die Tür. Fabien war offensichtlich nach unten gegangen. Die Tür zu Frédéric's Zimmer stand offen. Sein Zimmer war ebenso wie Juliens Zimmer im ersten Stock. Ich sah mich um. „Frédéric“, sagte ich leise. Er stand am Schreibtisch und tat, als würde er etwas aufräumen, aber es könnte auch sein, dass er einfach auf irgendetwas wartete, was zwischen uns geschehen könnte. Ich wollte etwas sagen, aber dann stand ich schon bei ihm. Ich spielte mit seiner Haarlocke und fühlte seinen Nacken. „Du bist ganz warm.“ Er verstummte wieder. Sein Mittelfinger fuhr an meiner Wirbelsäule entlang. Er schien zu zögern. Seufzte er oder war das die Musik? Ich nahm seine Hand und zog sie zu meinem Bauch. Sein Blick blieb wachsam. Sollte er doch! Vorsichtig stieß ich mit dem Fuß die Tür zu. War es gut, sich auf das Bett eines

Jugendlichen fallen zu lassen? Ich blickte auf Kurt Cobain, der neben dem Fenster hing und dessen Musik jetzt nicht mehr zu überhören war. Come as you are, as you were, as I want you to be. Ich schloss die Augen. Frédéric öffnete langsam meine Bluse. Ich atmete vorsichtig. Gerade diese kleine Zeitverschiebung, die sich durch die zu eng genähten Knöpflöcher ergab, gerade diese kleine Unebenheit, verleitete mich zu bleiben, zu schauen, zu warten, um erst mich von ihm ausziehen zu lassen und dann langsam Stück für Stück von ihm zu nehmen. Keiner von uns beiden sprach. Ich dachte ganz kurz an eine Wippe, sah ihn oben, mich unten, sah dann keinen Unterschied mehr zwischen uns, kein Gefälle irgendwelcher Art blickte auf den kleinen Kleiderhaufen, den wir an den Bettrand geschoben hatten und führte seine Hand ganz vorsichtig, so wie ich es wollte. Ich dachte an den Bahnübergang, den Heimweg nach unserem ersten Ausflug zum See, als wir fast das Gleichgewicht beim Fahren verloren hatten „Frédéric, Frédéric!“ Die braunen Felder tanzten vor meinen Augen. Es war August, es war heiß!

Sibylle Lang, geboren 1961 in Augsburg
dort Besuch des Gymnasiums, Ausbildung bei der deutschen Telekom
seit 1990 intensive Beschäftigung mit der Schwarz-Weiß-Fotografie
und deren Verarbeitung im Labor, Kurse bei den Fotokünstlern Seiichi
Furuya und Bernhard Prinz
Einzelausstellungen in Augsburg
längere Auslandsaufenthalte in Rom und Paris
durch die erzählerischen Themen in der Fotografie Übergang zum
Schreiben, dabei Schwerpunkt Kurzgeschichte
Veröffentlichung bei den Linzer Facetten 2012-2014

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien